



Präparatoren wollen Totes lebendig wirken lassen. Ob ihnen das gelungen ist, zeigt sich an 129 Kriterien. Die Preisrichter suchen nach sichtbaren Nähten, zu stumpfen Augen, Schludereien hinterm Ohr. Was eine erschöpfende Arbeit ist

Kunst am Kadaver

Wer hat das beste Hochwild-Auge? Wer kennt die perfekte Zehenhaltung bei Singvögeln? Wann wirkt ein Marder-Muskel übertrieben? Und was ist mit dem Fell des Löwen los? Ein Besuch bei der Europa-meisterschaft der Tierpräparatoren

Von Andreas Wenderoth (TEXT) und Andri Pol (FOTOS)





Steiftiere unterwegs: Der Transport der Präparate zur Meisterschaft ist ein heikles Unterfangen. Die Künstler wollen unbedingt vermeiden, dass Steinbock, Wildsau oder Reh auch nur eines ihrer sorgfältig optimierten Haare gekrümmt wird. Oder dass ein Kratzer in die Alpengesteinnachbildung kommt ...

Wildwechsel in Longarone, Italien. Am Start: 70 Bewerber



Am Fuße der italienischen Alpen sitzt Johannes Wicke in seinem schmalen Zimmer im Hotel Posta, schaut auf die lärmende Großbaustelle gegenüber und die Kiste neben seinem Bett, in der sich die Reste seiner Schildkröte befinden. Der Tag hat es nicht gut mit ihm gemeint.

Wicke, Präparator-Meister am Naturhistorischen Museum in Wien, war mit dem jüngeren Kollegen Eder im Kleintransporter mitgefahren. Zunächst hat er fünf Stunden Death Metal ertragen müssen, eine Musikrichtung, die nicht zu seinen bevorzugten gehört, erst recht nicht in der Lautstärke, die Eder vorgab, für eine gute Fahrtstimmung zu benötigen. Es ist unklar, ob es der Musik, dem Fahrstil des Kollegen oder den Unwägbarkeiten italienischer Gebirgsstraßen geschuldet war – jedenfalls muss es Wickes Schildkrötenskelett irgendwo auf Höhe des Brennerpasses zerrissen haben. Für Wicke ist der Wettkampf gelaufen, bevor er begonnen hat.

Die Deutschen reisen derweil verlustfrei an. Jürgen Fiebig und Robert Stein. Fiebig ist so etwas wie der Ziehvater Steins, der mit 29 als jüngster der deutschen Wettkämpfer „Burschi“ genannt wird, obwohl er bereits Weltmeister ist. Natürlich fahren sie in getrennten Wagen. Weil sie den Stauraum brauchen. Stein allein für 17 Exponate. Unter anderem den angreifenden Seeadler im Sturzflug, der wegen der Schwingen natürlich frei stehen muss. Fiebig und Stein haben ihre Präparate für den Transport in Polystyrolplatten eingepasst. Kollege Blumenstein aus Potsdam dagegen schwört auf die klassische Nadelfixierung.

Am Hermsdorfer Kreuz stoßen noch Dirk Grundler aus Magdeburg und Marco Fischer aus Erfurt hinzu. Den Rest der Strecke also im Konvoi. Am Parkplatz Gespräche über das Für und Wider von Speckkäfern, die als „Skelettabnager“ wunderbare Dienste verrichten, aber

auch problemlos eine halbe Werkstatt zerlegen können. Außerdem wird die korrekte Zehenhaltung bei Singvögeln angeschnitten, ein Thema, das in kleiner Runde neulich schon bis morgens um sechs diskutiert worden war. Nach zwölf Stunden Fahrt erreichen die Männer in der italienischen Abendsonne das Reiseziel: Longarone, Austragungsort der „8. Europameisterschaft der Tierpräparatoren“.

Sieben Tage lang werden sich hier 70 Teilnehmer aus zwölf Ländern in 13 Kategorien, vom Kleinvogel bis zum Großsäuger, den Punktrichtern stellen. Es gibt vier Klassen, die so klangvolle Namen haben wie „Master“ oder „Excellence“, aber auch jede Menge Sonderpreise, Urkunden, verschiedenfarbige Schleifen und schmucke Glaspokale, wes-

Jäger? Das sind komische Leute. Wollen immer nur Trophäen

halb sich am Ende dieser Woche fast so viele Menschen „Europameister“ nennen dürfen, wie es in der besten Eisdiele von Longarone Eissorten gibt.

LONGARONE, man muss es sagen, ist ein Städtchen mit eher gebremstem Charme. Das liegt unter anderem daran, dass es im Oktober 1963 vollständig zerstört wurde. Ein Bergrutsch in den Stausee von Vajont hatte zur Überschwemmung des Tals geführt und 2000 Menschen getötet. Die Ingenieure des Wiederaufbaus pflanzten Betonbauten an den Hang. Eine Kirche, so modern, dass sie sich nur durch das Kreuz auf dem Dach als Kirche zu erkennen gibt. Ein Parkhaus, ein paar Plattenbauhotels. Irgendwo zwischen der Hauptstraße und einer Fabrik mit rauchenden Schloten eine braune Mehrzweckhalle, auf die Fie-

big und seine Kollegen am nächsten Morgen zusteuern. Die Konkurrenz ist noch nicht da, die Deutschen sind die Ersten. Vorn links am Eingang wollen sie sich registrieren lassen, aber noch ist niemand da, der ihre Daten aufnehmen würde. „Sehr italienisch hier“, sagt Stein.

Vor acht Jahren, als Longarone schon einmal Gastgeber einer Europameisterschaft war, hatten die Italiener einen Käsestand direkt im Ausstellungsraum platziert. Am Ende waren mehr Fliegen als Besucher gekommen. Die ganze Woche hatte ein spezieller Geruch in der Halle gehangen. „War mehr eine Aas-Show“, erinnert sich Grundler, der lauter lachen kann als Stein und Fiebig zusammen.

Allmählich füllt sich der Parkplatz vor der Halle mit Autos, aus denen Zebraköpfe, Löwentorsi und Falkenschwingen hervorlugen. Der italienische Verbandspräsident bohrt Löcher in die Wand, an denen Rehköpfe fixiert werden sollen. Einer bringt einen Fuchs, kostümiert mit Fernglas und Jägerhut, herein. „Mit so was möchte ich nichts zu tun haben“, sagt Stein und spricht von Effekthascherei. Auch die abgerissenen, ineinander verkeilten Hirschköpfe sind nicht nach seinem Geschmack.

ALLE, DIE HIER ANTRETEN, sind Profis, arbeiten in Museen oder als freischaffende Präparatoren für Privatsammler und Jäger. Wobei vor allem den Jägern von den meisten Präparatoren jegliche Urteilskraft über ihre Kunst abgesprochen wird. „Komische Leute sind das“, sagt Fiebig, der waidmännische Trophäensucht verachtet.

Seine Kunstpräparate sind für ihn etwas ganz anderes: Mittler zur vitalen Natur. Eingefrorene Szenen des Lebendigen, wie ein Bild, nur viel plastischer. Gerade in den Museen gehe es doch darum, dem Betrachter die Lebensweise, den Charakter eines Tieres nahezubringen, dessen Schutzwürdigkeit zu unterstreichen. Was, laut Fiebig, natürlich ein vornehmeres Ziel ist als die Dokumentation eines gelungenen Abschusses.



Enthüllung in der Mehrzweckhalle: Vor der Schau holen die Wettkämpfer Mähnenwolf und Geier aus der Verpackung. Die Favoriten observieren die Konkurrenz. Wer hat was drauf? Wer gibt nur an? Wer hat der Schönheit der Natur allzu sehr nachgeholfen?

Bis zum Mittag des folgenden Tages treffen insgesamt 332 Exponate ein – etwa 200 davon Vögel. 71 von ihnen stammen allein von Kaiser, einem weiteren deutschen EM-Teilnehmer, der den Verkaufswert seiner Exponate, vorsichtig geschätzt, mit 160 000 Euro angibt. Roland Kaiser sagt, es gehe ihm nicht darum, anzugeben. „Ich habe zu Hause ein Vielfaches stehen.“ Aber es sei ihm natürlich klar, dass er hier „blanken Neid“ auf sich ziehen werde. Schon verfolgen die Kollegen argwöhnisch, wie er die gesamte Fensterfront mit seinen Tieren vollstellt: „Der will wieder Schleifen abgreifen.“

Der Juryvorsitzende Christoph Meier vom Naturhistorischen Museum Basel, der mit großem Ordnungssinn die Übersicht zu wahren versucht, spricht von einer „Zumutung für die Juroren“. Es gehe darum, die besten Stücke zu zeigen und nicht eine Veranstaltung mit einer halben Privatsammlung zu unterwandern.

Doch in diesem Moment kommt Schneiter vorbei, und Meier muss seine Geringschätzung kurzfristig umlenken. Der Schweizer Christian Schneiter, von dem es heißt, er besitze zwölf präparierte Tiger, hat in der Szene einen nur mäßig guten Ruf. Fragt man ihn, wie er zu seinen Tieren komme, antwortet er: „Connections, oder?“ Schneiter grüßt lässig. Es sind Ausnahmen, die Schatten werfen auf die Szene, deren Mitglieder ganz überwiegend sehr naturverbunden sind. Viele haben zwar durch ein gewisses Einzelgängertum, laut Meier, „öfters mal Probleme mit der Familie“. Aber in der Regel kann man ihnen höchstens vorwerfen, sich ab und zu ein wenig selbst zu vernachlässigen. „Wenn ich arbeite, vergesse ich oft zu essen und zu trinken“, sagt zum Beispiel Stein.

Und wo, bitte schön, bleiben die gefürchteten Skandinavier? Da, gerade kommen sie mit ihren Exponaten in die Halle. Und selbst aus der Entfernung lässt

sich sagen: Pettersons Stockente ist sensationell. Aber sonst? Nichts, was den Deutschen wirklich die Ruhe raubte. Gut, der weiße Tiger von Erling Mørch ist eindrucksvoll und im Gesamtausdruck vielleicht eine Spur präsenter als der mit kleinen Fellschäden behaftete deutsche Löwe. Aber Fiebig hat sofort bemerkt, dass der Konkurrenz-Katze eine Zehe fehlt. Einigkeit herrscht bei der Bewertung des Kunststoff-Podests mit Marmor-Anmutung:

Kaiser: „Hammermäßig!“

Stein: „Das muss man auch erst mal können. Untergründe sind immer so ’ne Sache.“

Fiebig: „Darf man aber nicht vernachlässigen.“

Stein: „Holzuntergründe sind ja immer das, was man überall findet. Wurzeln und Hölzer. Aber Steine nachzumachen ...“

Fiebig: „Guter Felsen. Ausgeschäumt, vermute ich.“

**Muss das Tier
perfekt sein?
Oder besser nur
natürlich?**



Finale Kosmetik: Niemals würde Christian Blumenstein das Rezept seines Mäuseaugen-Lacks verraten. Kollege Stefan Engelmann verpasst dem Hermelin eine letzte Fellpflege, während Jürgen Fiebig die Federn seiner Harpyie mit der Pinzette zurechtzupft. Die Juroren sollen nichts zu kritteln haben



Exponate hinter Glas: Die deutschen Teilnehmer Blumenstein, Stein, Fischer, Fiebig und Grundler können das Urteil der Jury kaum erwarten. Die aber lässt sich Zeit. Frisst der Flamingo wirklich in der natürlichen Fresshaltung? Und fehlt bei dem Gerfalken nicht doch ein Stück Schwanzfeder?

Juror Zimmert beim Flussbarsch-Test:
Schon eine einzige wackelige Flosse oder eine Schuppenlücke kann den Titeltraum eines Präparators platzen lassen

Stein: „Ich denke mal, abgegossen und ausgekleidet.“

Kaiser: „Der Hammer!“

Letzte Vorbereitungen bei den Vögeln. Mit Schleiereulen-Schwingen, laut Roland Kaiser dem weichsten aller Materialien, wird das Gefieder der Exponate geputzt, Augenpaare werden nachpoliert, und ein wenig Melkfett bringt Glanz in die Fänge.



Wann ist ein Vogel perfekt gelungen? Kaiser sagt: „Wenn ich davorstehe, in die Hände klatsche und denke, er fliegt weg.“ Es gehe ihm stets darum, „die Natur einzufrieren“, im Toten die Illusion des Lebendigen zu schaffen.

Wie geht das am besten? An diesem Punkt spalten sich die Meinungen der Star-Präparatoren in ideologisch verfestigte Standpunkte. Wohl könne man, einer gelungenen Komposition zuliebe, auch mal „eine Kelle drauftun“, sagen die einen. Zum Beispiel eine Muskelgruppe ein wenig mehr hervorheben, als sie sich normalerweise darstellt. Stein etwa findet es zulässig, die Natur zu optimieren: „Schönheitsfehler korrigieren wir einfach!“ Blumenstein ist sogar der Meinung, dass die Tragik des „vergehenden Lebens“ durch ein „Mehr an Perfektion“ kompensiert werden müsse.

Fast schon frevelhaft findet das andere Lager solche Ideen: Es gehe doch um die Abbildung der Natur und nicht darum, ein Tier so darzustellen, wie man es sich wünsche, entgegnet Kaiser und fordert das „wahre, nicht das perfekte Tier“. So gesehen hält er – obwohl er ihr fleißigster Zulieferer ist – auch diese Meisterschaft für eine Anmaßung.

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts wurden tote Tiere häufig ganz einfach mit Stroh ausgestopft. Sie erinnerten oft an eine

Wurst und waren, da die Haut nicht mit Gift imprägniert wurde, meist innerhalb weniger Jahre von Insekten zerfressen.

Dann löste die moderne Tierplastik diese Ära der präparatorischen Zufallsergebnisse ab. Statt schlicht zu sehen, was sich nach dem Ausstopfen ergab, wurden die Präparatoren nun gestalterisch tätig. Der Amerikaner Charles Willson Peale (1741–1827) war der Erste, der Tierhäute mit Alaun und Arsenik haltbar machte. Sein deutscher Kollege Philipp Leopold Martin (1815–1886) ist als Erfinder der „Wickeltechnik“ bekannt: Auf einem Gerüst aus Holz oder Eisen wird der Tierkörper dabei mit Stroh oder Holzwole nachgebildet. Heute wird die Haut der Tiere abgezogen und über künstliche Körper aus formbarem Schaumstoff, wie es unter Präparatoren heißt, „gezwungen“. Dabei sagen sie Sätze wie: „Die Haut will nicht unbedingt, was ich will.“ Oder: „Du bist der Chef, nicht die Haut!“

Fiebig, der am Berliner Naturkundemuseum arbeitet, hat seine Ralle schon vor drei Monaten aus der Gefriertruhe genommen. Er hat den Plastikbeutel aufgeschnitten, an den strengen Geruch ist er gewöhnt, und die Tierleiche mit einem einzigen sauberen Schnitt enthäutet. Bevor er die Haut konservieren, entfetten und zum Antrocknen mit Nadeln auf dem neuen künstlichen Körper fixieren und täglich nachkorrigieren konnte, gab

es allerdings eine Hürde zu überwinden, die Fiebig als „erschwerende Spezifik bei Wasservögeln“ bezeichnet: „Dass man die Haut des Halses nicht einfach zurückkrepeln und vom Schädel lösen kann.“

Die Haut liegt dafür zu eng am Hals. Schneidet man den Hals auf, gibt es zusätzliche Näharbeit, und die Schnittstellen müssen mühsam verdeckt werden. „Oder...“, sagt Fiebig und blickt ahnungsvoll durch seine schmale Metallbrille, „man macht das andere...“

Das andere?

Fiebig's Augen sprühen, wenn er über seine Spezialtechnik reden darf: „Man muss die Haut am Schnabelansatz auftrennen. Dann kann man Schnabel und Schädel durch das entstandene Loch nach vorne herausnehmen.“ Was auch den entscheidenden Vorteil habe, dass man den Schnabel einzeln mit der Airbrush-Pistole kolorieren und am Schluss wieder einbauen könne. Die Haut wird mit Sekundenkleber so platziert, als wäre gar kein chirurgischer Eingriff erfolgt. Aber wehe, wenn ein Tropfen Kleber ins Gefieder läuft...

Johannes Wicke aus Wien hat inzwischen den Ausfall seiner südamerikanischen Wettkampf-Schildkröte einigermaßen gut weggesteckt. An die arbeitsreichen Wochen der Vorbereitung erinnert jetzt nur noch das Pflaster an seinem Finger, den er versehentlich mit



332 Präparate können die Besucher in Longarone bestaunen. Das Schöne für die Schöpfer des ewigen Tieres: Eine Prämienschleife gibt's für fast jeden

wirft Marco Fischer ein. Und: „Wenn du ein Haus bauen willst, muss du ja auch erst mal die Grube ausheben!“ Insgesamt sei das Präparieren eine relativ saubere Geschichte, insistiert Fiebig. „Und keine Stinkereien“, sagt sein Leipziger Kollege René Diebitz und ergänzt: „Die meisten Sachen, die wir machen, sind frischer als im Supermarkt!“

AM DRITTEN UND VIERTEN TAG der Europameisterschaft bleibt die Halle für die Teilnehmer verschlossen. Stein und Fiebig machen sich auf in die Natur, beobachten mit dem Fernglas Steinadler und Ringdrosseln und sammeln im Flussbett Wurzelholz: „Kann man immer gut für Untergründe gebrauchen.“ In der Halle jurieren die Punktrichter derweil in Zweierteams. Tasten, ob Hüftfalten und Anuspartie richtig modelliert sind, leuchten mit Stablampen in Nasen, schieben Ohrklappen hoch, betrachten sorgfältig, ob Haare falsch anliegen oder Nähte sichtbar sind. Eine hoch komplizierte Aufgabe: Bei Säugetieren müssen bis zu 129 Kriterien geprüft werden, bei Vögeln 89. Gerade vermisst Richterinnen Yvonne Fritzsche-Nehls aus Schleswig-Holstein die Adduktoren am Oberschenkel eines Marders und sagt mit freundlicher Stimme vernichtende Sätze wie: „Hier war das Grundverständnis noch nicht da.“

Bei Blumensteins Nasenbär, einem, wie sie sagt, „sehr gefälligen Präparat“, entdeckt sie eine Falte auf dem Rippenbogen, gut kaschiert durch das Fell, aber doch am falschen Platz. Die Füße empfindet sie angesichts des geringen Körpergewichts als zu tief in den Sand eingesunken. Das Gesicht wunderschön, die Augen gut modelliert, doch wirken die Augenlider nicht ein bisschen „wie geschminkt? Das irritiert mich total!“

Nachdem er die lange Reihe von Kaisers Gerfalken bewerten musste, ist der

einem Zahnarztbohrer traktiert hatte, als er die Skelettknochen mit Drähten versehen wollte.

„Es ist so, als würde man ein Auto vollständig zerlegen und dann wieder zusammenbauen“, sagt Wicke. Dann schaut er bei den Gebissen vorbei. Am Stand einer niederländischen Präparationsbedarfsfirma wird ein eindrucksvolles Sortiment künstlicher Gebisse ausgestellt. Und eine Weltneuheit: das vom frischen Original abgeformte „ovale Hochwildauge“.

DIRK GRUNDLER, der über sein Engagement im Naturschutz zum Präparieren kam und schon mit 14 Jahren versuchte, seinen ersten toten Vogel zu konservieren („Ging übel in die Hose“), hat drei Eulen mitgebracht. Auch wenn er sie selbst nicht titelträchtig findet: „Gegen andere Eulen geguckt, sind sie schlecht.“

Zum Beispiel gegen Fischers Eule. „Das ist für mich 'ne ideale Eule. Da will man doch hinkommen“, ruft Grundler. Allein das Gesicht! Würfe man Fischers Eule als Schattenriss an die Wand, sagt Grundler, dann würde jeder Ornithologe sagen: Klar, das ist ein Sperlingskauz. „Aber meinen Kauz würden sie wohl eher für eine indifferente Kugel halten.“

Grundler sagt: „Ich bin nicht derjenige, der Eulen so bauen kann, wie er sie möchte.“ Noch nicht.

Ihm gehe es hier um die Bewertung durch die anderen, um das Auflisten seiner Fehler. Und wenn er sie dann akribisch abarbeitet, wird ihn das irgendwann auch zu perfekten Geschöpfen führen. Zu Eulen, die über jeden Zweifel erhaben sind. Eulen wie die von Fischer.

Abends, bei Pizza und Bier, erklärt Grundler die Feinheiten bei der Bearbeitung von Auerhähnen. Man müsse den Hornschnabel zunächst „mit dem Schraubenzieher herunterhebeln“ und

Präparieren ist eine saubere Sache. Es gibt keine Stinkerei

mit Wasserstoffperoxid bleichen. „Dann bleibt ein blutiger Stummel übrig“, den man antrocknen lasse ...

Grundler redet sich langsam warm, aber Fiebig, um das Image seiner Zunft besorgt, die ohnehin viele Verächter hat, steuert vorsichtshalber dagegen: „Es ist nicht so, dass wir viel mit Blut und Fleisch rummachen.“

Natürlich, was raus muss, muss raus. Aber: „98 Prozent von uns machen diesen Teil der Arbeit am wenigsten gern“,



WENN ES UM DIE QUALITÄT DER KAFFEEBOHNEN GEHT, IST ANTON DER STAR. DEN REST DER ZEIT IST ES GEORGE CLOONEY.



Am Anfang eines außergewöhnlichen Kaffees steht ein außergewöhnlicher Rohkaffee, dessen Qualität wir während des gesamten Produktionsprozesses kontrollieren. Bei Nespresso sind bis zu 15 Schritte notwendig, damit aus den Kaffeebohnen ein Espresso wird, der sein gesamtes Aroma in der Tasse entfaltet. Damit alle Schritte genauestens eingehalten werden, vertrauen wir auf das Know-how von Anton, dem Experten für Rohkaffeequalität bei Nespresso. Erfahren Sie mehr auf www.nespresso.com/experts

NESPRESSO
Die Seele des Kaffees



schwedische Vogelrichter Lennart Pettersson erschöpft. Lang ausgestreckt liegt er auf einem Wiesenstück am Parkplatz. Seine Frau spendet ihm Schatten mit der Plastikmappe, in der eben noch harte, aber gerechte Urteile ihren Niederschlag fanden.

Auch beim Schweizer Juror Matthias Fahrni, unangreifbare Kapazität auf dem Gebiet „Fische, Reptilien und Amphibien“, assistiert die Ehefrau. Auf einem Stuhl sitzend, überträgt sie die fachlichen Bemerkungen des Gatten akribisch in die Bewertungsbögen. Nähert er sich dem nächsten Präparat, wird der Stuhl verrückt. Und mit ihm der große Reisekoffer, der, prall gefüllt mit Fachliteratur, für alle Eventualitäten stets griffbereit steht. Soeben diktiert Fahrni, tief über einen Seeteufel gebeugt, seiner Frau: „Flosse stabil. Aufarbeitung am Kopf gut.“ Wenig später ist zu ergänzen: „Kannst schreiben: Pupillenform nicht korrekt!“

Am Nachbartisch könnte es sich Fahrni nun einfach machen und fünf Fischskelette disqualifizieren, weil die Glaskästen nicht, wie vorgeschrieben, abnehmbar sind. Fahrni aber löst das Klebeband, hebt sie kurzerhand auf und beweist, dass Strenge und Güte durchaus nah beieinander liegen können.

Als die Jurierung sich dem Ende nähert, allmählich gelbe, rote und – höchste Ehrung – blaue Schleifen an den Präpara-

ten lehnen, stehen Fiebig und die Kollegen bereits vor der Zeit hinter der Absperrung. Stein hat einen Blick erhaschen können und ist, wie er sagt, „angefressen“: Sein Gelbscheitel-Honigfresser hat nur 78 von 100 Punkten eingefahren, obwohl die Kollegen ihn doch bei über 90 angesiedelt hatten. „Müsstest dich eben mal ’n bisschen anstrengen“, frotzelt Grundler, der neben Fischer am meisten gewonnen hat und sozusagen aus einer Position der Stärke heraus genüsslich in die Kerbe haut: „Fängste früher an, kannst auch fertig kolorieren.“ Und nun kommt auch noch die Jurorin und kritisiert an Steins Seeadler herum. Sie vermisst den „Winddruck“: „Da hört man ja nichts rauschen!“ Aber Stein findet die Ratte der Jurorin nun auch nicht gerade so toll, dass er vor Ehrfurcht erstarren müsste.

Blumenstein erscheint es befremdlich, dass sein Nasenbär, der bei der letzten Weltmeisterschaft 92 Punkte bekam, vom selben Juror jetzt nur 83 erhält – obwohl er doch wesentliche Punkte nachgebessert hatte. „Wir sind gute Freunde sonst“, sagt Blumenstein und lässt offen, inwieweit das auch künftig gelten kann. Bei keinem seiner Präparate hat Blumenstein schlechter als mit einer roten Schleife abgeschnitten, und dennoch stellt sich nach der Causa Nasenbär dieses dumpfe, würgende Verlierergefühl ein, das sich erst legen wird, als er erfährt,

Früher wurde das Fell auf Holzgestelle aufgezogen, heute auf Schaumstoff. Aber immer noch gilt unter Präparatoren der Leitsatz: Du bist der Chef, nicht die Haut

dass er in der begehrten Sonderkategorie „All-Round-Präparator“ gewonnen hat.

Auch Stein, dem zwischenzeitlich alles Leben aus dem Gesicht gewichen war, ist versöhnt, als er für seinen Seeadler von allen Konkurrenten noch mit dem „Excellence“-Preis geehrt wird. Nur Kaiser, der sich „unter Wert“ beurteilt sieht, bleibt verbittert und spricht von „nicht nachvollziehbaren Entscheidungen“. Am Abend sagen er und seine Frau sogar das Bankett ab. Dies werde seine letzte EM gewesen sein, sagt Kaiser. „Das sagt er immer“, sagen die anderen.

JOHANNES WICKE vom Naturhistorischen Museum aus Wien, dessen Schildkrötenskelett viel hätte erreichen können, wäre es nicht im Wagen des Kollegen Eder zerbrochen, kommt die schwere Aufgabe zu, stellvertretend für ebenjenen einen Preis entgegenzunehmen. Wicke ist nicht missgünstig, das widerspräche seinem Naturell. Aber ein bisschen demütigend ist die Situation natürlich schon. Für die Heimfahrt lässt er sich von seinem Bruder abholen. Zu Hause warten große Aufgaben: In der Zurückgezogenheit der Museumswerkstatt wird er die Bruchstellen am Skelettschwanz seiner Schildkröte so elegant kaschieren, als hätte es sie nie gegeben. □



GEO-Autor ANDREAS WENDEROTH hat in Longarone viel gelernt. Falls ihn der Nachbarshund mal wieder ankunrt, weiß er nun, wie er mit dem Tier sachgerecht verfahren könnte. Fotograf ANDRI POL besuchte nach der Arbeit einen Chiropraktiker: Weil er beim Fotografieren keines der heiklen Exponate umwerfen wollte, hatte er sich beim häufigen Schulterblick den Hals verrenkt.